Zeitschrift: Bulletin / Vereinigung Schweizerischer Hochschuldozenten = Association Suisse des Professeurs d'Université

Herausgeber: Vereinigung Schweizerischer Hochschuldozenten

Band: 16 (1990)

Heft: 2-3

Artikel: Ist die Universität noch zu retten?

Autor: Riklin, Alois

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-894320

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 19.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ist die Universität noch zu retten?

von Alois Riklin, Professor der Politikwissenschaft an der Hochschule St. Gallen

Was soll's, wenn Theologen in der Theologischen Fakultät über Wirtschaftsethik und Gentechnologie diskutieren? Was soll's, wenn Juristische Fakultäten das historisch-philosophische Orientierungswissen durch positivrechtliches Verfügungswissen ersetzen? Vor 30 Jahren warnte der Nestor der Universität Fribourg, Max Gutzwiller, die St. Galler vor dem "juristischen Zahntechniker", einer «Berlitz-School der Jurisprudenz". Es wäre paradox, wenn ein St. Galler den Artikel Gutzwillers zum «Videant Consules Freiburgenses» umschreiben würde. Was soll's, wenn nunmehr in der Schweiz anerkennenswerterweise alle vier Akademien ethische Kommissionen einsetzen, Ethik-Symposien durchführen und Ethik-Richtlinien erlassen, wenn sich das für die Studenten in den entsprechenden Studiengängen nicht niederschlägt? Was sollen am Ende des Studiums gutgemeinte Promotionsreden über die Verantwortung des Akademikers, wenn während des Studiums dafür keine Zeit war?
Möge das Anliegen, das der Basler Rektor Jan M. Lochman in seiner Auslegung der Stiftungsurkunde der Universität Basel von 1459 formulierte, erst recht für die Universität Fribourg gelten, jetzt und inskünftig: "Diese Universität begnügt sich offenbar nicht damit, eine Anstalt zum Züchten von tüchtigen Fachleuten zu sein; sie will vielmehr zu einer Gemeinschaft der Sinnsuchenden werden, zu einer officina humanitatis (Comenius), zu einer Werkstatt der Menschlichkeit."

Das Problem der Massenuniversitäten

Die Universitäten waren in den letzten vierzig Jahren einem stärkeren Wandel unterworfen als zuvor während Jahrhunderten. Die wichtigste Komponente dieses Wandels ist das gewaltige Anwachsen der Studentenzahlen. Massenuniversitäten gab es zwar schon im Mittelalter. Paris hatte im 13. Jahrhundert 5000 Studenten zu verkraften, Bologna gar 10000. Aber das waren Ausnahmen. Bis ins frühe 20. Jahrhundert kam eine Universität in der Regel auf einige hundert Studenten. (Die Universität Fribourg hatte 1891 155 Studenten mit 42 Professoren, 1 Professor für 3 Studenten).

Das Problem der Massenuniversität ist sehr ernst, ja in besonders überlaufenen Bereichen katastrophal. In der Bundesrepublik stieg die Studentenzahl von 100000 im Jahr 1950 auf 1,5 Millionen im Jahr 1988, in der Schweiz im gleichen Zeitraum von 16500 auf 78500. Bei den Germanisten in München kommt ein Professor auf 222 Studierende, bei den Psychologen in Zürich ist das Verhältnis 221:1.

Die Öffnung der Universitäten hat auch Positives gebracht, insbesondere den Ausbruch aus der Universität der Privilegierten und der Männer. Vor der Gründung der mittelalterlichen Universität übertraf der Bildungsgrad vornehmer, in den Benediktinerinnenklöstern geschulter Frauen im allgemeinen den der Männer, galt doch als ausgemacht,

dass Gelehrsamkeit den Mann furchtsam und weibisch mache, daher tunlichst zu meiden sei. Das änderte sich mit der Entstehung der Universitäten. Vom Hochmittelalter bis tief ins 19. Jahrhundert war die Universität dem sogenannten starken Geschlecht vorbehalten. Erstaunlicherweise spielte ausgerechnet die Schweiz bei der Zulassung der Frauen zum Universitätsstudium eine Pionierrolle. 1872 waren an der Universität Zürich 110 Studentinnen immatrikuliert, davon 96 Russinnen; von Schweizerinnen ist nicht die Rede. 1950 betrug der Anteil der Studentinnen an den schweizerischen Hochschulen erst 13 %, heute 36 %.

Trotz diesen positiven Seiten der Oeffnung der Universitäten ist es eine gigantische Fehlleistung der Politik, die Mittelschulen auszubauen und den Maturi das Recht zum Hochschuleintritt zu gewähren, ohne gleichzeitig die personellen und infrastrukturellen Mittel auf der Universitätsstufe bereitzustellen. Das nunmehr jahrelange Schwarz-Peter-Spiel zwischen Bund und Kantonen ist ein Trauerspiel, ein zerstörerisches Werk. Auf allen Schulstufen vom Kindergarten bis zur Berufsschule ist es selbstverständlich, maximale Klassengrössen festzulegen sowie jedem Schüler einen Stuhl zum Sitzen und einen Tisch zum Schreiben zur Verfügung zu stellen. Nur auf der obersten Stufe, der Universität, soll das nicht mehr gelten?

Ein deutsches Forscherteam unter der Leitung des Berner Professors Walter Rüegg hat 1985 einen internationalen Vergleich der Universitätssituation in den USA, in Grossbritannien, in der Bundesrepublik Deutschland und in der Schweiz veröffentlicht. Darin wird nebst der unterschiedlichen Bewältigung der Studentenmassen noch eine andere schwerwiegende Diskrepanz zwischen den amerikanisch-britischen und den schweizerisch-deutschen Universitätssystemen herausgeschält. Während vor allem in den USA, aber auch in Grossbritannien ein marktgesteuerter Wettbewerb herrscht, spielt der Wettbewerb in der Bundesrepublik und in der Schweiz nur eine sehr marginale Rolle. Mit Wettbewerb ist gemeint einerseits, auf der Anbieterseite, der "Verkauf" von Lehre, Forschung und Mäzenaten-Denkmälern, anderseits, auf der Käuferseite, die Auswahl der Professoren und Studenten.

Vor einem halben Jahrhundert hat Abraham Flexner, kurz bevor er als Gründungsdirektor des Institute for Advanced Studies in Princeton ein epochemachendes Modell einer wissenschaftlichen Arbeitsstätte für Hochschullehrer schuf, das lange gültige Standardwerk über die Universitätssysteme der USA, Englands und Deutschlands publiziert. Damals kam er zum Schluss, dass von den drei untersuchten Ländern Deutschland den wesentlichen Zielen der Universität am nächsten komme. Nach Auffassung des Projektteams von 1985 ist es heute genau umgekehrt. Das amerikanische Hochschulsystem erfülle die Zielfunktionen der Universität trotz oder gerade wegen seiner chaotischen Unterschiedlichkeit am besten - dank Wettbewerb, die Bundesrepublik Deutschland am schlechtesten - mangels Wettbewerbes.

Verblüffend ist ein weiteres Ergebnis des internationalen Universitätsvergleichs von 1985. In bezug auf die Idee, die Aufgaben der Universität, scheinen sich die im 19. Jahrhundert so stark divergierenden nationalen Universitätskonzepte wieder angenähert zu haben. Dass Lehre *und*

Forschung das Wesen der Universität ausmachen, scheint nunmehr unbestritten. Dass die Lehre Allgemeinbildung, Berufsbildung und neu die Weiterbildung umfassen soll, wird ebenfalls nicht bestritten. Ebenso ist man sich darüber einig, dass Grundlagenforschung und angewandte Forschung zur Aufgabe der Universität gehören und dass die Dienstleistungsfunktion als Nebenaufgabe dazukommt. Unsicherheit ist einzig in der Frage festzustellen, ob der Universität eine Erziehungsaufgabe zukommen soll.

Die Idee der Universität

Die Universität war und ist also in ständigem Wandel. Die Idee der Universität ist nicht etwas ein für allemal Festgeschriebenes. Nur in der Verbindung von Bewahrung und Erneuerung kann die Universität gerettet werden.

Die schweizerischen Universitäten waren in hohem Mass am Humboldtschen Universitätsideal orientiert. Dieses war die extremste aller Universitätsideen, gekennzeichnet durch die einseitige Betonung der "reinen" Wissenschaft, der allgemeinen Bildung, der von der Forschung vereinnahmten Lehre und der Geisteswissenschaften.

Die heutige Universität aber droht in den gegenläufigen Extremen des Praxisbezugs, der Berufsbildung, der Spezialisierung, der Verschulung und des aus den Naturwissenschaften entlehnten Wissenschaftsverständnisses zu versinken.

Die Rettungsanker der Universität müssen wir zwischen diesen Extremen suchen, in einem neuen Gleichgewicht von Wissenschafts- und Praxisbezug, Allgemeinbildung und Spezialisierung, Lehre und Forschung, Orientierungs- und Verfügungswissen.

Die mittelalterliche Universität verband Wissenschaft mit praxisbezogener Berufsvorbereitung der künftigen Theologen, Juristen und Ärzte. Erst das Humboldtsche Universitätsideal des 19. Jahrhunderts verachtete die sogenannten "Brotwissenschaften". Bei der heutigen Universität besteht - abgesehen von Teilen der Philosophisch–Historischen Fakultät- indessen die Gefahr, dass das Pendel zu stark Richtung Praxisbezug, Berufsschule und kurzsichtigem Nützlichkeitsdenken ausschlägt.

Allgemeinbildung und Spezialisierung

Zur Dominanz des Praxisbezugs gesellt sich die Gefahr der zunehmenden Spezialisierung. Schon im vorigen Jahrhundert klagte Jacob Burckhardt, der Morast des "Wissenswürdigen und Wissensnötigen" werde immer breiter, der "Tatsachenschutt" immer grösser, der Zwang zur Spezialisierung immer stärker. Die Universitäten hätten Mühe, jüngere Gelehrte zu finden, "die nicht in irgendeiner Specialforschung sich blind und taub gelesen" hätten. Was würde Jacob Burckhardt erst heute sagen? Wahrscheinlich würde er Ortega y Gasset zustimmen, der im gelehrten, aber ungebildeten Fachmann den neuen Barbaren sah.

Längst ist die universitas litterarum nur noch ein organisatorischer Rahmen. Sicher kann es in Anbetracht des ungeheuren Wachstums des Wissens nicht um eine Aufhebung der Spezialisierung gehen. Spezialisierung ist notwendig, Universaldilettantismus unerwünscht. Was aber notwendig und durchaus

realistisch ist, das ist eine massvolle, nicht allzu enge Spezialisierung und zugleich die Rückbindung des Spezialwissens an die Einheit der Wissenschaft. Mit jedem Schritt der Spezialisierung soll eine Gegenmassnahme der Integration erfolgen, fordert Helmut Schelsky. Probate Instrumente dafür sind integrierte, flexible Lehrgänge, Kreditsysteme, welche interdisziplinäre Mischungen belohnen statt verhindern, Wahlpflichtfächer unter Einschluss der Mutter- und Fremdsprachen. Unser Bildungsprogramm gleicht einem Trichter, wobei von der allgemeinbildenden Mittelschule über die universitären Etappen der Grundstufe, der Lizentiatsstufe und der Doktorandenstufe eine immer engere Spezialisierung Platz greift. Der Trichter droht zum geschlossenen Kegel zu werden, aus dem nichts mehr raus kommt. Blind und taub gelesen - Jacob Burckhardt! Mein Idealbild wäre der geöffnete Kegelstumpf! Ziel der Universitätsbildung soll nicht der fachidiotische Spezialist sein, kann nicht der umfassend gebildete Generalist sein, das Ziel soll der offene Integralist sein, der sein Fachwissen in die grösseren Zusammenhänge einzubringen weiss.

"Die Realität tut uns nicht den Gefallen, nach Disziplinen eingeteilt zu sein" (Hans Ulrich). Man muss das arbeitsteilige Ganze kennen, zu dem die eigene Arbeit ein Beitrag ist, und der Praktiker muss andere Menschen mit anderem Spezialwissen verstehen und sich ihnen verständlich machen können.

Auch die Wissenschaft verlangt nach Integralisten. Wissenschaftliche Probleme halten sich nicht an "jene Abgrenzungen, die professorale Pedanten in der Einleitung zu ihren Vorlesungen so gerne erörtern" (Jürg Niehans).

Lehre und Forschung

Lehre und Forschung verheddern sich zunehmend in einer Teufelsspirale. Unter den Bedingungen von Massenuniversität und Mittelknappheit haben sich die Betreuungsverhältnisse innert weniger Jahrzehnte massiv verschlechtert. Anonyme Studentenmassen werden bürokratisch durch die Universität geschleust. Überbordende Lehre auf Kosten der Forschung, Verschulung und Verregelung sind die Folgen. Das Seminar wird zur Übung, die Übung zum Repetitorium. 20 bis 30 Wochenstunden passiven Zuhörens bestimmen den Alltag der Studenten. Am Ende reicht's gerade noch für einen Multiple Choice Test. Nur das Prüfungsrelevante zählt. Studenten und Dozenten sind im Netz des permanenten Prüfungsdrucks gefangen. Die Forschung wird als Ballast von der Lehre abgeschüttelt. Ein schleichender Prozess der Auslagerung der Forschung aus der Universität nimmt überhand. Der Verlust an forschungsgeleiteter Lehre führt zur Niveausenkung der Lehre. Leere Forschung und forsche Lehre sind nahe Verwandte.

Aus der Sicht einer mittelgrossen Universität wie der Uni Fribourg ohne übermässige Studienrichtungskonzentrationen ist das Bild zu schwarz gemalt.
Aber in den überlaufenen Studienrichtungen grosser Universitäten ist der Trend zur geschilderten Teufelsspirale unbestreitbar.
Die Forschung leidet aber nicht nur wegen des Überdrucks der Lehre, sondern auch wegen der Mittelknappheit. In England hat Premierministerin Thatcher einschneidende Kreditrestriktionen verfügt. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft und der Schweizerische Nationalfonds mussten 1988 die Hälfte der beantragten Gesamtsumme aller For-

schungsgesuche mangels Mitteln ablehnen. Der Wettbewerb um Forschungskredite ist eine gute Sache, aber diese Ablehnungsquote liegt zu hoch.

Ist diese Zerstörung der Universität unaufhaltsam? Wirksame Gegenmassnahmen müssen zuallererst bei den Betreuungsverhältnissen ansetzen. Maximal 25 Studenten je Professor hat die Universität Zürich als Richtzahl genannt. In den Geistes- und Sozialwissenschaften liegt aber das tatsächliche Verhältnis im schweizerischen Schnitt bei 45:1, mit starken Streuungen. Ralf Dahrendorf hat berichtet, dass an einer englischen Spitzenhochschule, der London School of Economics and Political Science, Seminare mit mehr als zwölf Studenten verboten sind.

Es ist ein weitverbreiteter Irrtum zu meinen, die Betreuungsverhältnisse würden sich von selbst auf ein erträgliches Mass einpendeln, da nunmehr die geburtenstarken Jahrgänge die Hochschulen allmählich verlassen. Die Nachfrage nach Studienplätzen wird in der Schweiz kaum zurückgehen, weil das Potential der geburtenschwachen Jahrgänge nicht ausgeschöpft ist (Frauen, Studierende aus Berg-, Rand- und Landregionen) und weil die wachsenden Anforderungen der Weiterbildung allfällige Lücken mehr als schliessen. Selbst wenn der Druck etwas nachliesse, so wäre das höchstens eine Chance zur Milderung der schlimmsten Missstände.

Alois Riklin, geboren 1935 in St. Gallen, Rechtsstudium in Freiburg i. Ue., weitere Studien in Berlin, Köln, Bonn, Paris, Den Haag und in den USA. Mitglied des Schweizerischen Wissenschaftsrates und des Nationalen Forschungsrates. Seit 1970 Professor der Politikwissenschaft an der Hochschule St. Gallen, Direktor des Instituts für Politikwissenschaft. 1982 bis 1986 Rektor der HSG.

Eine Verbesserung der Betreuungsverhältnisse ist also dringend geboten und liesse sich mittels einer konzertierten Aktion von Bund, Kantonen und Hochschulen folgendermassen realisieren:

- Erhöhung der Zahl der Hochschullehrer ohne Senkung der Qualität. Dies setzt gezielte, grosszügige Nachwuchsförderung voraus.
- Senkung der Pflichtstunden der Studenten, wobei die unterschiedliche Ausgangslage der verschiedenen Studienrichtungen und Hochschulen zu berücksichtigen ist.
- Einführung von sinnvollen, qualitativen Hürden in überlaufenen Studienrichtungen, beispielsweise ein Jahresaufenthalt im fremdsprachigen Ausland vor Studienbeginn.

Freilich, selbst bei angemessenen Betreuungsverhältnissen ist das Postulat der Einheit von Lehre und Forschung eine Illusion. Es war wohl zu allen Zeiten eine Überforderung. Jeder Professor muss über seine Forschungsbereiche hinaus lehren. Aber er darf nicht zum blossen Wissensvermittler werden. Forschung, verstanden als "methodisch geleiteter Erkenntnisgewinn", gehört zur Dauerpflicht des akademischen Lehrers. Die regelmässige Aufarbeitung des Forschungsstandes und die eigene Forschung, beides wenigstens in Teilbereichen der Lehre, befruch-

tet und erneuert die Lehre.

Aber auch die Studierenden sollten während der ganzen Dauer des Studiums an der Forschung teilhaben können, und zwar so, dass bei Studienbeginn die Lehre - forschungsgeleitete Lehre wohlverstanden - noch stark überwiegt, aber mit fortschreitendem Studium der Forschungsanteil wächst und am Ende den Lehranteil übertrifft. Das Modell "Vordiplomstufe ohne Forschung, Doktorandenstufe ohne Lehre" ist eine Fehlkonstruktion, die aber der Wirklichkeit sehr nahe kommt.

Verfügungs- und Orientierungswissen

Bildung ist die Fähigkeit, verschiedene Disziplinen und Denkansätze zu integrieren im Bewusstsein, immer nur zu einem lückenhaften Bild des Ganzen zu gelangen. Der Gebildete weiss, dass er wenig weiss.

Bildung überwindet die Spaltung des wissenschaftlichen Weltbildes in die "naturwissenschaftliche" Kultur des exakten, logischen, quantifizierenden Erklärens und die "geisteswissenschaftliche" Kultur des hermeneutischen, einfühlenden, interpretierenden Verstehens. Für die einen ist nur das Beweisen, Berechnen, Messen und Zählen Wissenschaft. Für die andern wird Wissenschaft gerade dort interessant, wo das Beweisen an Grenzen stösst, wo es um das Wesen der Dinge, um den Sinn des Ganzen geht.

Bildung ist die Fähigkeit, Eliminations- und Vermehrungswissenschaften zu integrieren. Nach Leszek Kolakowski, gibt es zwei Arten des wissenschaftlichen Fortschritts, die eine, welche durch Absorption und Elimination, die andere, welche durch Vermehrung voranschreite. Im ersten Fall würden die alten Erkenntnisse von den neuen entweder aufgesogen oder durch sie ersetzt. Im zweiten Fall würde das Alte durch das Neue mitnichten verdrängt und überflüssig gemacht, vielmehr bewahre es seinen einzigen und einzigartigen Wert.

Bildung ist die Fähigkeit, Verfügungs- und Orientierungswissen zu integrieren. Verfügungswissen ist positives Wissen, das heisst ein Wissen um Ursachen, Wirkungen und Mittel. Verfügungswissen gibt Antwort auf die Frage, was wir können. Orientierungswissen ist handlungsleitendes Wissen. Es fragt nach sinnstiftenden Zwecken und sucht Antworten auf die Frage, was wir sollen. Wir leben in einer Zeit, in der das Orientierungswissen immer schwächer und das Verfügungswissen immer stärker wird. Die Sinnkrise ist die Folge. Die Lehr- und Forschungstätigkeiten der Universitäten sind ein getreues Spiegelbild dieser Entwicklung. Die "hardware" des Verfügungswissens wird gross, die "software" des Orientierungswissens klein geschrieben. Und dies ausgerechnet an der Schwelle eines Zeitabschnitts von vielleicht 50 Jahren, während dem - gemäss dem Urteil von Karl W. Deutsch - die Menschheit die furchtbarsten Engpässe ihrer gesamten Geschichte seit der Eiszeit zu durchschreiten hat.

Der vollständige Text des Vortrags in: «Civitas» Nr 8/1989, S. 202-213.

Einige wichtige Titel:

DEREK, Bok: Beyond the Ivory Tower, Social Responsabilities of the Modern University, Harvard University Press 1982.

ELLWEIN, Thomas: Die deutsche Universität. Die fünf Grundschriften aus der Zeit ihrer Neugründung durch klassischen Idealismus und romantischen Realismus, Darmstadt 1956.

PRAHL, Hans-Werner / SCHMIDT-HARZBACH, Ingrid: Die Universität, Eine Kultur- und Sozialgeschichte, München 1981.

RIKLIN, Alois: Verantwortung des Akademikers, St. Gallen 1987.

ROEHRS, Hermann (Hrsg.): Tradition und Reform der Universität unter internationalem Aspekt, Frankfurt 1987.

RÜEGG, Walter (Hrsg.): Konkurrenz der Kopfarbeiter, Zürich/Osnabrück 1985.

WISSENSCHAFTSRAT: Empfehlungen des Wissenschaftsrates zu den Perspektiven der Hochschulen in den neunziger Jahren, Köln 1988.

Resumée:

Les universités de 1989 ont subi de profondes refontes depuis quarante ans. Sur le plan des effectifs, tout d'abord, l'explosion est énorme. En 1891, l'Université de Fribourg comptait 155 étudiants pour 42 professeurs, soit une proportion de 3 à 1. En soi, cette démocratisation est heureuse ainsi que l'arrivée massive et récente des femmes, mais le corps enseignant n'a pas suivi en proportions. Le problème dès lors devient dramatique et il n'est pas assez perçu tant par les citoyens que les autorités respectives.
Effectivement, il faut partout des généralistes et des intégralistes, même du simple point de vue scientifique. Et l'auteur de faire toute une série de propositions pour sortir de l'engrenage de la pression permanente des examens qui traumatise autant les enseignants que les étudiants, sans parler des liens nécessaires entre enseignement et recherche. Il s'agit impérieusement d'augmenter l'effectif des professeurs d'Université, sans baisse de la qualité, de diminuer le nombre d'heures obligatoires des étudiants, d'introduire - sans numerus clausus - des obstacles qualitatifs dans les branches trop fréquentées, enfin et surtout de mettre l'accent sur les valeurs fondamentales en tous domaines et dans chaque faculté car les cinquante prochaines années vont poser des problèmes aigus tous azimuths à l'humanité et par conséquent aux cadres de la société, dans le sens de cette "officina humanitatis" réclamée par les fondateurs de l'Université de Bâle, en 1459.